

Am 20. Juli 1928 hatte der griechische Dichter Kostas Karyotakis die Faxen dicke. Die beruflich bedingte Strafversetzung vom lasterhaften Athener Zentrum an die westgriechische Provinzküste bei Preveza machte ihm zu schaffen. Bald haderte er mit dem tumbe Landvolk und dann mit seinem sinnlos-desillusionierten Dahinfristen, in welches auch seine bemühte Geliebte nur mittelmäßigen Trost einzubringen wusste. Der elegische Paria und passionierte Opiumesser, dessen luzid-surreale Lyrik – durchaus verwandt mit jener von Rimbaud und Baudelaire – wenige Jahre später Mikis Theodorakis zu seiner ersten veröffentlichten Oper „Die Metamorphosen des Dionysos“ inspirierte, beschloss an jenem Tag sich aufrechten Hauptes in eine bessere Welt zu vertiefen. Gegen Mitternacht blickte er noch einmal hoch zum Diamantenglanz des ionischen Sternenhimmels, bekreuzigte sich – auch Atheisten haben ihre Marotten – und stürzte sich an der stadtnahen Küste von den schroffen Felsen. Stundenlang zog sich der lautlose Kampf mit den Wellen dahin, bis im Morgengrauen ein zufällig des Wegs kommender Bauer dem Poeten aus dem mittlerweile phosphoreszierend leuchtenden Meer half. Karyotakis sammelte mehr verärgert als dankbar seine Kleider auf, wärmte sich in einem schmucklosen Kafeneion auf, verlangte dort nach Papier und Tinte und fügte dem gestrigen

# POETEN IM TAUCHGANG

Autor: Wolf Reiser

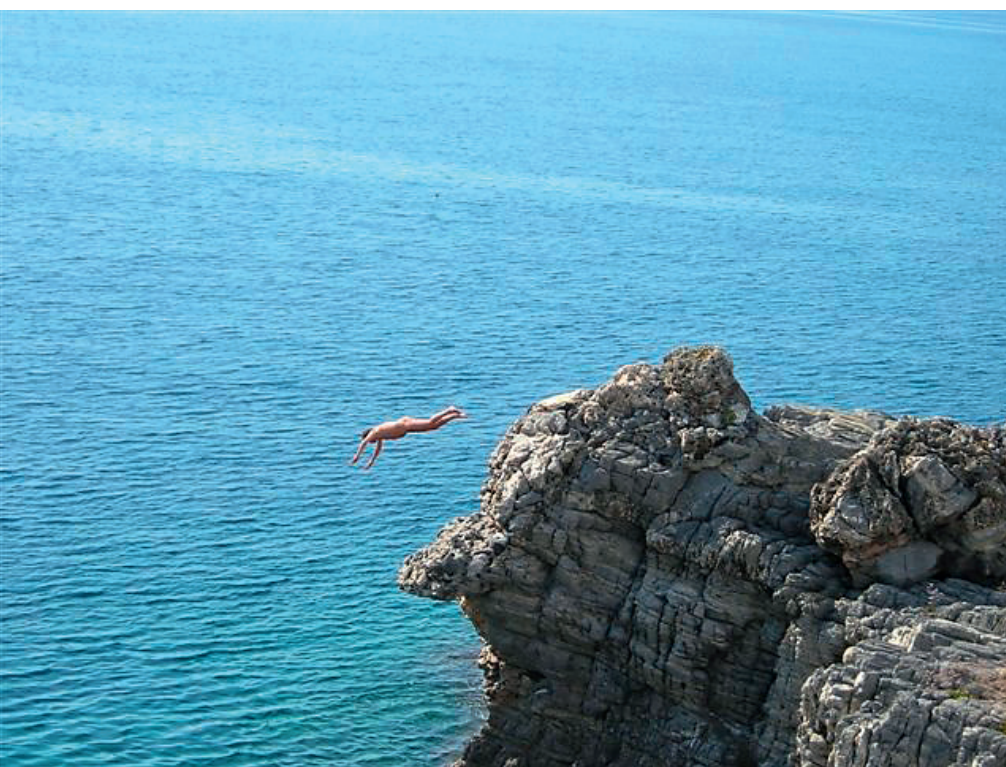
Abschiedsbrief eine aktualisierte Zusatznote an. *„Ich rate all jenen, die schwimmen können, niemals zu versuchen, sich im Meer das Leben zu nehmen. Letzte Nacht habe ich zehn Stunden lang mit den Wellen gekämpft. Ich habe viel Wasser geschluckt, aber mein Mund gelangte, ich weiß nicht wie, immer wieder an die Oberfläche. Sicher werde ich, wenn mir die Gelegenheit dazu gegeben wird, einmal über die Eindrücke eines Ertrunkenen schreiben.“*

Dieser Gelegenheit beraubte er sich wie auch der Nachwelt. Zunächst schlug am Nachmittag ein weiterer Suizid aufgrund einer mustergültig gesicherten Pistole fehl. Nach einem klärenden Fachgespräch mit einem waffenkundigen Bürger ging der lebensmüde Dichter wieder zurück zum Strand, legte sich unter einen Eukalyptusbaum, flüsterte: „Ich erschieße die Zukunft“, zielte auf das Herz, drückte ab, traf und starb.

Romantische Dichter und das unendliche Meer – das gehört in der kollektiv-archaischen Schatztruhe zusammen wie Mann und Frau oder der Starnberger See und König Ludwig II. Das Meer der Dichter ist nicht von dieser Welt und hat wenig gemein mit den Nussölschlieren in Rimini 55/17, den stolzväterlichen Sandburgen von Palavas-Les-Flots und auch nicht mit dem plattgewalzten Sandstaub von South-Miami unterhalb des News Cafe, wo die Casablanca-Models fasziniert auf die Innenseite ihrer Guccibrillen starren. Das wahre „heilige Meer“ beschreibt Swinburne als „ein verlorenes Paradies“, spricht ein anderes und besseres Reich, wo es sich wahrhaft gut leben lässt, weil man dort endlich spürt, dass man existiert.

Man will sich den Dichter am Meer eher als Einzelgänger vorstellen, der die grauen, trostlos-melancholischen Winter bei Siracusa oder Monemvassia in der einzig geöffneten Hafenkassette bei offenem Olivenholzfeuer und derbem Tresterschnaps verbringt; einigermaßen geduldet von den einheimischen Fischern und Losverkäufern. In dem miserabel beheizten Pensionszimmer ringt er vergeblich um Schlaf und frühmorgens läuft er im Dialog mit unsichtbaren Dämonen verheddert die mit Pfützen überzogene Küstenstraße auf und ab, an der entlang ein seit Tagen erzürnter Wind salbeigrüne Gischttürme aufrichtet. Schreiben sollte er dort, die morbide Ruhe der Un-Saison kreativ auswaiden und erbauliche Verse zurückbringen in die Metropolen des Festlands mit ihren künstlichen Seen, illuminierten Brunnen und marmornen Villeroy-Boch-Bade-Ensembles.

Diese völkische Projektion enthält einige Körnchen Wahrheit, denn was hat der Dichter an einem vollbelegten Sommerstrand verloren, wo eine über dem wie schimmlichen Blei herumliegenden



Augustmeer thronende Sonne entfesselte nordische Urlaubsmassen in geröstete Fleischberge verwandelt. Alles fließt, alles liegt, trinkt, isst, schleckt, schnarcht, schmökert, schnorchelt. Man tritt gegen Bälle und Bootpedale, entblößt entsetzlichen Tattooschmuck und andere Delikatessen, trägt maritime Piratentotenkopftücher, hört Stöpselpods und reist dann mit vollgetankter Baumseele ins Reich der Stechuhren zurück. Doch aus dieser Sempe-Karikatur scheren bereits einige Typen aus, etwa die stramm bekifften Cafe-del-Mar-Dandys, die sich eine Bucht weiter wie auferstandene Narzissen auf einem Felsvorsprung niederlassen und im Spiegelbild des seidenglatten Ozeans ihr lockiges Haar bewundern. Erwähnung verdienen auch die von einem missgünstigen Lebenslos Geschwächten, denen unlängst ein sicher geglaubter Partner entwich oder die am letzten Arbeitstag vom Hausarzt das Unfassbare diagnostiziert bekamen. Sie findet man abseits des profanen Kirmesrummels, wie sie stundenlang auf das Kommen und Gehen, das Anrollen und Zerschellen der Wellen starren und auf eine trosterfüllte Botschaft warten, die diesem end- und zwecklosen „Immer“ anhaften könnte. Eher der Erzählpflicht genügend sollen auch all die graubärtigen Ökoarchitekten und TV-Autoren erwähnt sein, die auf Mallorca oder Ithaka ein überdachtes Schnäppchen mit Meerblick erworben haben und heute barfüßig und kurz-hösig auf ihren Terracotta-Balkonen sitzen bei dünnem Aperolspritz; ach ja, mein Gott, diese Ruhe, diese Weite, das Charisma des Meeres. Dazu werden sommerlässig ein paar landestypische Vokabeln eingestreut und natürlich ist man im Wissensbesitz von einigen Geheimbuchten, Nacktbaden unter dem Vollmond, Weihnachten 95, erinnere Dich, Schatz? Ach ja, mein Gott, heiliger Vater der Geheimbuchten, das Leben kann so herrlich sein. Dem nach und nach vom Aperol und Seichtgeschwafel ermatteten Besucher kommt plötzlich ein deutsches Volkslied in den Sinn: „La Paloma ohe, einmal wird es vorbei sein, einmal holt uns die See und das Meer gibt keinen von uns zurück ...“

Lied, Melodie, Imagination. „Wenn ich einen Schwimmer sehe, dann male ich einen Ertrunkenen,“ sagt Jacques Prevert in dem Roman „Hafen im Nebel“. Es

ist anzunehmen, dass der wahre Dichter sich dem Meer über einen von Macchia überwucherten Trampelpfad nähert, der ihn endlich zu einer entlegenen Felsterasse führt. Unter ihm brüllen die Wellen, die einsame Grotte faucht infernalisch, ein Nordwind durchschneidet die Szene wie ein scharfes Rasiermesser, eine gewaltige Strömung zeichnet dem Poet ein mondgold leuchtendes Grab in das rauschende Gebirge. Unhörbar damit wird ein letzter Schrei, dann der Sprung, der freie Fall in das mit nie gesehenen Farben gesprenkelte Nichts. Überall Perlen und glitzernde Blasen in diesem langsam rotierenden Whirlpool. Der dem Dichter immer fremder werdende Körper schraubt sich in wilde Tiefen, alles ist noch in der Schwebe, es wäre die Rückkehr denkbar, doch das aquatische Schweigen verjagt den Zweifel, aus ungeschickter Umarmung wird ein Akt, das Paradies lockt mit plüschigem Bordeaux-Rot, aus dem das Purpur entsteht und dann greift der tödliche Zauber eines heiteren Schwarz zu und von irgendwoher spielt eine Musikbox Donovans „Atlantis“.

Alternativ chartert der Dichter gerne ein Boot. Wir schreiben den 8. Juli 1822 und befinden uns am normalerweise um diese Zeit windstillen und azurblauen Golf von La Spezia. Der zu Lebzeiten hoch verehrte britische Lyriker und bekennende Nichtschwimmer Percy B. Shelley wagt sich trotz heftigem Regen und eindringlicher Sturmwarnung mit zwei Gefährten auf einem kleinen Segelboot in die schwere See hinaus. Der grandiose Stilist und Egomane, dessen erste Ehefrau sich ertränkt hatte, pflegte zeitlebens eine mortal-erotische Beziehung zum Meer, ruderte als Kind bereits in einem Waschtrog die mächtige Themse auf und ab, warf stundenlang kleine Steinscheiben über das Rivierameer oder betrachtete fasziniert, wie seine aus Pfundscheinen gebastelten Papierschiffchen mit dem Dunst des Horizonts verschmolzen. Dazu zitierte er Homers Ilias oder Goethes Faust oder gröhlte absurde Verse in den Wind. Mehrfach schon hatte ihn Freund Lord Byron aus den Fluten gerettet, nachdem er sich dort wie ein mit Blei gefüllter Aal auf Grund sacken ließ. An jenem Abend trug die Jolle trotz haushoher Wellen und tosender Gischt immer noch volle Besegelung. Einen italienischen Kapitän, der sich in bester

Rettungsabsicht näherte, schickte der 30-jährige Shelley zum Teufel. Sein erklärtes Ziel war, endlich „das große Rätsel zu lösen.“ Zehn Meilen vom Land entfernt kenterte das Boot. Noch während er unterging, umklammerten seine Finger eine antiquarische Ausgabe von Sophokles gesammelten Dramen.

Als sein Leichnam Tage später am Strand von Viareggio angeschwemmt wurde und dort wenig später von seinen engsten Freunden zur Verbrennung präpariert wurde, hielt Byron den Anblick der „aschgrauen Masse formlosen Fleisches“ nicht mehr aus und schwamm mit seinen kräftigsten geübten Zügen ins offene und immer noch unruhige Meer. Der berühmteste aller Dichterschwimmer wäre an diesem Tag ertrunken, hätte ihn wiederum sein Freund Trelawny nicht verfolgt und mit letzter Kraft an Land zurückgebracht. Das Meer war für Byron stets die Erlösung von Leere, Schwermut und Ekel. Der Rebell aus adligem Hause, vom Schicksal in eine völlig unpassende Zeit verdammt, gemartert zudem von einer trostlosen Ehe, getrieben von schuld-beladen-hedonistischer Gier und maßloser Verschwendungssucht, trug den romantischen Fluch Ovids in die Welt: „Ungünstige Winde nicht, nicht zornige Seen vermögen aufzuhalten den, der unter dem Befehl der Liebe steht.“ Mehr Delphin denn Edelmann verbrachte Byron einen Großteil seines Lebens damit, diesem gewaltigen erotisch-suizidären Sog zu entkommen. „Ich brüste mich mit dieser Leistung mehr als mit jeder anderen Art von Ruhm, sei er politisch, poetisch oder rhetorisch“, meinte er, nachdem er am 3. Mai 1810 die furchterregenden Strömungen des Hellespont durchschwommen hatte. Bei seiner letzten Schiffspassage von Italien kommend in Richtung Patras betrachtete er sich von Deck aus lange und nachdenklich jene Klippe auf der Preveza gegenüberliegenden Insel Lefkas, von der sich um 600 v. Ch. die liebeskranke Dichterin Sappho stürzte, diesen „weit ins Meer ragenden Felsen des Leids.“ Zu jener Zeit galt den Griechen das eher weibliche „Ins Wasser gehen“ als probates Heilmittel gegen unerwiderte Liebe. Die Wirkung dieser Methode hängt indessen stark von den jeweiligen Schwimmkünsten ab, eine Erfahrung, von der Berufskollege Karyotakis sein Lied zu singen lernte. Byron

seinerseits erlag wenige Monate später am 19. April 1824 an dem etwa 100 km südlicher liegenden Strand von Messo-longi dem Sumpffieber.

Sein französischer Seelenverwandter, Arthur Rimbaud (1854-1891) der Inbegriff eines Poetengenie und verzweifelt wegen der ihm seit dem 19. Lebensjahr entgleitenden Dichtkunst machte während seiner wirren euro-afrikanischen Odyseen ein paar Male auf Zypern Halt. An der Südküste bei Ierapetra Potamos lieb er sich bei einem befreundeten Fischer unter einem Vorwand dessen Boot aus, um natürlich bei bösem Sturm und Gewitter eine nächtliche Kuttertour zu unternehmen. Die angestrebte Todesgefahr sollte bewirken, dass er endlich wieder seine Seele und sein Herz spüren sollte. In seinem letzten Langgedicht „Das trunkene Schiff“ finden sich die Zeilen: *„Des Meers Gedicht! Jetzt kommt ich mich frei darin ergehen, Grünhimmel trank ich, Sterne, taucht ein in milchigen Strahl und könnt die Wasserleichen zur Tiefe gehen sehen ein Treibgut, das versonnen und selig war und fabl.“*

Weitere Fahrten ins Blaue wurden von den wachsam gewordenen Bootseignern vereitelt. Frustriert legte sich der mit lebenslänglichem Hafenverbot versehene Rimbaud im gnadenlosen Levante-Hochsommer des Jahres 1880 in einen von ihm gepachteten Steinbruch bei Larnaca und nahm dort zur Mittagszeit ausgiebige Sonnenbäder, die ihm aber lediglich die Haut in verkohltes Pergament verwandelten. Die Inspiration blieb aus. Schreiben sollte er fürderhin nur noch larmoyante Geldbittbriefe an Schwester Isabelle.

Dichter leben ja nicht auf einem anderen Stern, sondern sind Menschen wie wir alle, etwas nervöser vielleicht, launischer und sensibler, wenig begabt darin sich mit dem Alltäglichen abzufinden, hochgradig angewidert von der Vergeblichkeit der Existenz nebst all den öden Wiederholungen und von einer unstillbaren Sehnsucht nach Erlösung angetrieben. Ein zynischer Gott mag ihnen aufgetragen haben, stellvertretend für uns alle das Mysterium aufzuspüren und seine Rätsel zu lösen. Der zeitgenössische koreanische Poet Ko Un versucht dieses Tauchen, dieses Ergünden zu erklären: „Das Gedicht als Traum oder als Form der Vorstellungskraft stand lange, bevor es Literatur gab, als

Stern am Himmel der Menschheit.“ Als durch und durch romantische Abenteurer und Entdecker gehen unsere Dichter also den Dingen auf den Grund. Sie holen das zurück, was uns vor Ewigkeiten verloren ging. Wo wir vor Angst erstarren, tauchen sie unbeirrt weiter. Wo uns die Luft ausgeht, verwandeln sie sich in Wasser.

Wir alle spüren es doch auch, wenn sich nach dem Sprung ins Meer das Lavendelblau des Himmels mit dem kalten Türkis des Meeres vermischt und sich urplötzlich dieser mächtige Drang meldet die versunkenen, submarinen „Rosebud“-Reiche aufzusuchen mit den elfenbeinweißen Korallenkathedralen, all dem Gold und Geschmeide, dem unermesslichen Wissen aller Universen und den Ekstasen, welche von den walpurgischen Nixen und grünhaarigen Nymphen versprochen wurden.

Darüber, welche Freitodvariante die schönste im ganzen Land ist fehlen aus nachvollziehbaren Gründen zuverlässige Erhebungen. Allemal: 70 Prozent aller Suizide sind Männersache. Der Mai steht beidgeschlechtlich hoch im Kurs. Erwähnenswert mag sein, dass nur beim Sich-Ertränken die Frauen in der Mehrzahl sind. Man hat das Bild – vor Augen: melodramatische Pianomusik, kein Blick zurück, schwebend Schritt für Schritt hinaus ins weite Meer, bis nur noch ein weißer Hut und ein weißes Sommerkleid wie Gischtkronen aufleuchten.

Warum aber geraten ausgerechnet so viele romantische Dichter in den ozeanischen Sog? Haben diese Poeten einen zu hohen femininen Anteil im Seelenbau? Die Tintenkleckser gelten ja allgemein als weinerliche, dünnbrillte, aschbleiche, hüstelnd-verkühlte, fragile und Jasmintee nippende Jämmerlappen. Es wäre dagegen dem aufgeklärten Zeitgenossen unvorstellbar, dass ein Tankwart, Kranführer oder Schwergewichtsboxer ins Wasser ginge. Aber dieses Klischee greift nicht. Im Gegenteil, denn unsere wunderlichen Abtaucher sind richtige Männer, mutig, kräftig, sich für kein Laster zu fein und voller Lebenslust. Allerdings haben sie keinerlei Lust auf ein Leben in viktorianischer Prüderie, materieller Ödnis, dummem Konkurrenzdenken und orthodox-bürgerlicher Spießigkeit. Graham Greene schwärmte von

diesem „seltsamen Gefühl, wie durch Baumwolle zu schwimmen,“ nachdem er sich nach Einnahme von 20 Aspirin versuchte in einer trist-morbiden nordenglischen Badeanstalt das Leben zu nehmen. Sturzbetrunken warf sich Jack London von Bord seiner im Hafen von San Francisco ankernden Yacht, ließ sich von der zurückgehenden Flut in den offenen Pazifik hinaustreiben, genoss nach einigen Stunden das „köstliche Gefühl“ des nahenden Endes, sang Totenlieder in den Sternenhimmel und wurde dann bewusstlos von griechischen Fischern aufgegriffen. Auch Swinburne wurde in letzter Sekunde von Fischern gerettet, nachdem er sich wie ein wildes Tier in einen tosenden Mahlstrom warf, meilenweit in jenes Nichts abdriftete, welches Vergil als „dunkel und vergesslich“ besingt und bei der Rückfahrt im Delirium auswendig Passagen aus Victor Hugos „Die Arbeiter des Meeres“ zum Besten gab. Flauberts Sehnsucht in Wasser verwandelt zu werden führte ihn des Öfteren in prekäre Finalsituationen und Paul Valery überlebte an der Küste von Sete die unbändige Lust sich in die Tiefe zu schrauben nur knapp. Für ihn war dieses Gefühl nur noch mit einem grandiosen Orgasmus vergleichbar. Edgar Allen Poe brachte sich ebenfalls bewusst in Todesnähe als er im eiskalten James-Fluß zehn Kilometer gegen Strömung und Gezeiten ankämpfte. Puschkins winterlicher Ritt durch den Dnjepr mündete in ein tagelanges Fieber. Der Byron-Fan Fürst Pückler Muskau, angestachelt von einigen doppelten Arrak machte sich – durchaus um Promotion bemüht – daran, den Nil zu durchschwimmen und überlebte die Showeinlage nur, weil seine zahlreichen Diener mit den Rudern ihrer Boote wie besessen auf die Köpfe der hungergeplagten Krokodile eindroschen, die allzu gerne ihren Teil zu einem gelungenen Spektakel beitragen wollten.

Am ehesten kommt Scott Fitzgerald dem hypochondrischen Poeten-Klischee nahe. In „Zärtlich ist die Nacht“ macht er sein Alter Ego I, Dick Diver an der Cote lächerlich, lässt ihn zunächst beim Wasserskilaufl jämmerlich straucheln und verpasst ihm beim Sprung vom Brett eine rufschädigende Höhenangst. Ausbaden muss den Verfall des romantischen Helden dann das Alter Ego II, der große Gatsby, der eines Mor-

gens ertrunken in seinem Marmorpool entdeckt wird.

Seit Kaiser Augustus im Jahre 9 n. Chr. den frivolen Minnebarden Ovid ans Schwarze Meer verbannte, erblüht an den weltfernen Gestaden die Poesie. In seinen in Tomi beendeten „Metamorphosen“ beschreibt Ovid das Chaos, die große Flut, bei der das Meer bis hoch zum Himmel anschwellt, die Entstehung des neuen, gereinigten Menschen und das vage Versprechen Gottes, die Welt nie wieder unter Wasser zu setzen. Seither ist eine Menge Zeit vergangen und die Menschen haben so manche goldene Ära in den Sand gesetzt.

Wenn der Dichter also plötzlich für immer im Meer verschwindet, dann greifen die vulgäresoterischen Erklärungen nicht von wegen renatalem Instinkt, reuteraler Regression und all dieses Feuchtgebiets-Mäandern. Die alten Germanen betrachteten das Meer als jenes Reich, das von den Seelen der Verstorbenen und Ungeborenen bewohnt wird. Anstatt also herrlich abgekühlt und „wie neugeboren“ zu den Lieben unter dem gelbgrünen Sonnenschirm zurückzukehren, machen sich ein paar Auserwählte auf den Weg, um eines Tages zu berichten aus diesem zeitlosen ungeheuren maritimem Imperium, um das große Rätsel, wie Shelley meinte zu lösen, um den Kreis der Metamorphose zu schließen – mit einer neuen, uralten Ballade, einer neuen, uralten Weise. Bob Dylan etwa, befragt wie er denn als Jungspund auf all diese Melodien und Worte seiner frühen Meisterwerke gestoßen sei, bekannte dass er nicht die geringste Ahnung habe. Sie wären ihm zugeflogen, es wäre alles längst vorhanden gewesen und er hätte lediglich mitgeschrieben – blowing in the wind.

Es könnten ihm beispielsweise ein paar Verse zugeflogen sein aus der versunkenen Schreibfabrik des Arthur Cravan. Der 1887 geborene Neffe von Oscar Wilde war Dichter aus Passion. Der Rimbaud-Erbe, Berufsboxer, Anarchist, Hochstapler, Deserteur, Vagabund, Hoteldieb, Orangenpflücker, Holzfäller, Eseltreiber, Dadaist und Publizist fuhr sein fulminantes Werk mit dem Schubkarren über die französischen Kuhdörfer, putzte die Klingeln und verkaufte seine Gedichte blattweise wie frisch gelegte Landeier. Später trat der Berufschaot in den besten Clubs von Paris und New York als Conferencier auf,

mogelte zwischendrin eigene Stücke in den Vortrag, beschimpfte das etablierte Publikum, schoss mit Platzpatronen herum, riss sich die Kleider vom Leib und lebte die Revolte mit vollem Körpereinsatz.

Chronisch pleite boxte er immer wieder mal vor großem Publikum gegen amtierende Schwergewichtsweltmeister, um sich vom meist abgekarteten K.O.-Honorar transatlantische First-Class Schifftickets zu kaufen. Marcel Duchamp und Andre Breton feierten ihn als die „inkarnierte Suche nach Prähistorie.“ Im November 1918 mietete der Poetenboxer mit einem Kumpel im mexikanischen Hafenkaff Puerto Angel ein kleines Segel-Boot, um eine kurze Probefahrt zu unternehmen. Langsam und leicht glitt die Barke über die rauen Wellen des haifischverseuchten Pazifik-Golfs. Vom Ufer aus winkte ihnen Cravans Frau Loy zu. Bald wurde das Boot vom Grau des Horizonts verschluckt. Es sollte der letzte irdische Akt seines konsequenten Künstlerlebens sein. Es war der triumphale Abschied vom Kontinent der gestrandeten Existenzen. Cravan sollte nie wieder von einer Menschenseele gesehen werden.

Und wir? Wir sollten im nahenden Sommer entlang unserer Strände ruhig etwas genauer hinschauen, wenn wir verliebt mit salziger Haut über Cravans „halunkengrünes“ Meer blicken, ob die, die da im Moment fröhlich winkend zurückkommen tatsächlich dieselben sind, die kurz vorher eine Runde schwimmen gingen.